Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. September, 1811.

— Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weitgeöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.

Wieland.

Die Befreyung, oder Roman von zwey Fischen.

Ein Mährchen aus der Wirklichkeit und Wunderwelt als Seitenstück zu Eginhards Reise nach Chamouny.

Einleitung.

Wie Jemand, der selten in eine Stadt kommt, ängstlicher um sich schaut, wenn er beym Eintritt in das Haus eines Großen sieht, wie da jedermann, in sorgfältig angemessener oder strengvorgeschriebner Form des Kleides, einhertritt: so schaut dies Mährchen in die Welt, nach dem es sich durch seine fremdlautende Ueberschrift angekündigt hat.

Dennoch ist es nicht ohne Zuversicht, hier und da einen Bekannten, oder sonst Jemand anzutreffen, mit dem es freundlich sich zu verständigen hofft, denn es rechnet darauf, daß ein unläugbarer Trieb nach poetischem Leben und Würken in der allgemeinsten menschlichen Anlage gegründet, und mit den süßesten Freuden des Herzens, wie immer sie heißen mögen, innigst verbunden sey.

Verzeiht daher, Leser, und vor allen ihr holden Leserinnen! wenn ein muthwilliger Bildertrieb es wagt, der Feyerlichkeit der Etiquette, und dem hohen Ernste der Weisheit in aller Unbekümmertheit zu entspringen, und blos dem zu folgen, was ihm gerade in buntem Lichte vorüberschwebt.

Ein Mährchen ist nur ein Mährchen. Darum scheltet ja nicht, wenn Manches allzuwunderbar, ja schier wie eine Lüge klingt. Es würde euch zu nichts helfen. Dann, wenn ihr im gerechtesten Aerger wäret, würde das Mährchen über euch lachen, und euch fragen: Kennt ihr so wenig, was die Seele am glücklichsten macht?

Roman von zwey Fischen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

In der Fabelwelt, in welche wir uns nun versetzen, geht es im Ganzen zu, wie in der Wirklichkeit. Es hat Alles seinen Zusammenhang, aber wenn man ihn immer wüßte, und wenn nicht mitunter noch etwas mitspielte, das sich nicht begreifen läßt, so würde das, was vorgeht, oft eben so unausstehlich seyn, als es das Leben in der Wirklichkeit seyn würde, ohne die Illusion der Thorheit oder des Glaubens. Doch zur Sache, damit die seltsamste Historie an's Licht komme.

Zebibo — dies ist der Name des jungen Mannes, der in dem ersten Buche dieses kleinen Romans die Hauptrolle hat — war der einzige übriggebliebne Erbe eines wohlhabenden Hauses. Seinem eigentlichen Charakter, wie dem Wo? seines damaligen Aufenthaltes, mag ein Jeder selbst nachspüren, da wir, die Wahrheit zu sagen, von beydem keine genaue Nachricht geben können; genug, Zebibo war ein liebenswürdiger Mensch, und daher wohlangesehen bey einer sehr schönen jungen Nachbarinn, welche als die wirkliche oder vermeinte Nichte von einem reichen, aber sehr eintönigen Oheim erzogen wurde.

Etwas Dunkles ruhte auf der Geschichte des Mädchens. Zebibo kümmerte sich wenig darum. Er liebte ohne Raisonnement, und wurde so von dem Mädchen wieder geliebt. Der Oheim, dessen Gattinn — die eigentliche Erzieherinn der Nichte — schon seit Jahren gestorben war,

hatte sich in eine solche Fühllosigkeit hineingelebt, daß ihn nichts mehr, weder kalt noch warm machte; da aber jeder Mensch doch irgend eine Seite haben muß, auf der ihm beyzukommen ist — sonst wär' es um alle Komödie gethan; — so hatte auch der Oheim seine schwache Seite. Als Gegengewicht seiner, mehr als stoischen, Fühllosigkeit hatte er eine ausgezeichnete Passion für große Fische. Wir bedienen uns dieses Ausdrucks, weil der Oheim selbst mit diesen Worten diese seine, übrigens sehr verzeihliche, Schwachheit eingestand.

Nicht um den Oheim zu bestechen, — denn das brauchte es nicht — sondern um ihn einmal ungewöhnlich glücklich zu sehn, hatte Zebibo sich schon längst bemüht, irgend einen großen Fisch aufzutreiben, aber die Wasser jener Gegend hatten nur kleine Fische.

So war das Verhältniß der drey Personen, deren Bekanntschaft wir so eben gemacht haben, und wir machen den Leser darauf aufmerksam, daß hier unvermeidlich etwas eintreten muß, nicht Etwa blos des Romans wegen, wodurch dieses friedliche Verhältniß gestört werden dürfte; denn wo drey Menschen mit einander zufrieden sind, oder auch nur zwey lebhaft nach Etwas verlangen, da kommt sicher etwas darzwischen, sey es nun was es sey. Und müßte es gleichsam bey den Haaren herbeygezogen werden, es bleibt sicher nicht aus.

Zebibo begab sich eines Morgens zu einem See, von dem eine alte Sage ging, daß er mit dem Meer eine unterirdische Kommunikation habe. — Er findet ein Netz, und in demselben, — kaum traut er seinen Augen — zwey herrlich schöne Fische, die sich wieder zu befreyen suchen. Ohne sich zu besinnen, oder zu fragen: ob es ihm auch zustehe, ein fremdes Netz an's Ufer zu ziehen? bemächtigt er sich der beyden Fische, wickelt sie in ein seidnes Tuch, und läuft spornstreichs nach dem Hause des Oheims seiner Geliebten zurück.

Unbeschreiblich war das Glück des Oheims bey dem Anblicke so seltner Gäste. Er füllte mit Jubel das ganze Haus, und nahm sogleich die Schlüssel hervor zu einem alten, mit japanischen und chinesischen Gefäßen angefüllten Saale. Die prächtigste Schüssel wurde herabgenommen, und die beyden Fische, — gleichsam zur Probe vor der eigentlichen Aufführung des Stücks — darauf gelegt. Mit wiederholtem Ruf wurde alsdann die Nichte herbeygerufen, um die noch völlig lebendigen Fische mit rothen Flossen, himmelblauen Schuppen und goldnen Augen zu bewundern, damit das Glück des Hauses vollständig sey.

Was geschieht? Beym Hereintreten der Nichte in den Saal warfen sich die Fische aus der Schüssel und siehe! zwey wunderschöne Mädchen knieen in bittender Stellung vor dem jungen Zebibo. „Rette uns! rette uns!" rufen beyde, denn Dir vertrauen wir, aber um der Liebe willen! nenne uns nicht bey unsern vorigen Namen, sonst ist es um den Augenblick unsrer Befreyung geschehen.„

Man denke sich die Verlegenheit Zebibo's, die Wuth des Oheims, die zu vermuthende peinliche Empfindung der Nichte, zwey solche Rivalinnen vor ihrem Gelie bten knieen zu sehen.

Zuerst faßte sich Zebibo, der wie leicht zu erachten ist, am wenigsten erschrocken war; aber da ihm die ganze Sache noch wie ein Blendwerk vorkam, so hielt er sich an die frühergehabten Eindrücke und redete, mehr aus Furcht, die Bilder seiner Seele zu verwirren, als aus andrer Absicht, so die beyden Mädchen an:

Meine lieben Fische!

Kaum hat er dies Wort gesagt, so liegen die Fische wieder in der Schüssel. Sogleich fährt der Oheim mit Blitzesschnelle nach ihr, und trägt die beyden Opfer seines Gaumens, nachdem er sie mit einem Flügel seines grünen damastenen Schlafrocks wohl verdeckt hat, schnurstracks in die Küche, vor sich brummend und murmelnd, als sprach' er Entzauberungsformeln; — es waren aber nur die Worte der Ueberschrift eines Rezeptes aus einem alten italienischen Kochbuche, und lauteten schlechthin: Arrosto in umido con salza de capperi.

In großer Unruhe war Zebibo dem Alten gefolgt. Auf's höchste stieg seine Angst, als er den Oheim mit der Fühllosigkeit eines Scharfrichters nach dem größesten Küchenmesser fahren sah. Das Rette uns! Rette uns! tönte ihm noch so beweglich in die Ohren, wie die Stimme einer verlornen Braut, und eben war er im Begriffe, dem Oheim das Würgeinstrument zu entreißen, als auch die Nichte sich wieder einfand, nachdem sie durch den Geruch eines streugen Krauts sich von einer Ohnmachtanwandlung erholt hatte. Bey ihrem Hereintreten erdröhnte das ganze Gewölbe, wie bey einem Erdbeben. Küchenteller, und andre an der Wand aufgestellte Gefäße stürzten zu Boden; selbst die japanische Schüssel zerbrach. Die Fische aber hatten sich während des entstandenen Lärms vom Tische geworfen, und waren, ob das ganze Haus durchsucht wurde, nirgends mehr zu finden. — Zum Erstenmale in seinem Leben war der Oheim außer sich. Der ärgerlichste und unerklärlichste aller verdrießlichen Vorgänge, die ihm je begegnet waren, hätte ihm fast den Kopf verwirrt. Das ganze Verhältniß der drey bisher aufgetretenen Personen war seit diesem Tage wie aufgelöst.

Gemählde von Warschau.

(Fortsetzung.)

5. Das Wasser. Die Weichsel.

Die Brunnen der Stadt geben ein hartes Wasser, das mit Seife nicht schäumt. Alles Wasser zum Waschen also muß aus der Weichsel geholt werden. Hieraus entsteht

ein Nahrungszweig für Leute, die Weichselwasser in Fässern zum Verkaufe herumfahren.

Auch zum Trinken ist das gewöhnliche Brunnenwasser widrig, mehrentheils trübe und von salinischem Geschmack. Nur Ein Brunnen der Neustadt gewährt gutes Trinkwasser. Hierhin sieht man daher aus den entferntesten Theilen der Stadt Reiter mit kupfernen Flaschen und andre zu Fuß wallfahrten, um ihren Herrschaften Trinkwasser zu holen.

Noch besser als das Wasser dieses Brunnens ist das zu Krolikarnie, von wo aus der Hof, so lange er in Warschau ist, mit Trinkwasser versorgt wird. Eben so gutes Wasser findet man auch in dem noch entfernteren Willanow.

Das Weichselwasser ist nicht zum Trinken, sondern zum Waschen gut. Aber das ist in der That die geringste Wohlthat, die der Strom den Warschauern erweist, daß er ihnen Wasser zum Rasiren und zum Reinigen ihrer Wäsche liefert; viel größer ist die, daß er sie mit gesunder Luft versorgt, und daß er sie ernährt.

Eine Stadt, die eine halbe Quadratmeile Land bedeckt, würde, so fern von Bergen, gewiß nicht der besten Luft genießen, wenn nicht der Strom ihr immerfort eine hinreichende Quantität zuführte. Besonders gilt dies von der Altstadt; die übrigen Theile enthalten große, weitläufige Gärten, die Außentheile sogar Felder; man muß also von der halben Quadratmeile ein Ansehnliches abziehen, und in keiner Hauptstadt von Europa wird so viel gesäet und geerntet, als hier.

Genährt werden die Warschauer durch den Strom, der ihnen alle Lebensbedürfnisse aus Gallizien im Ueberflusse zuführt. Das Land an der linken Weichsel ist bey weitem nicht so reich und fruchtbar, als das an der rechten; auch finden sich dort mehr Mittelstädte als hier. Warschau ist also viel mehr der Hauptmarkt für ganz West-Gallizien und einen großen Theil des russischen Polens, als für das ehemalige Südpreußen. Freytags wallfahrtet die Hälfte der Warschauerinnen nach Praga, über die Weichselbrücke, um dort Lebensmittel aller Art zu kaufen oder zu tragen, denn in Praga ist der Markt, nicht in Warschau. Dorthin kommt auch das große, treffliche Schlacht-Vieh aus den russisch-polnischen Provinzen.

Jetzt ist die Schiffahrt unterhalb Warschau minder lebhaft, als sonst, wenn Danzig freyen Handel hat, doch steht sie nicht stille. Der Strom ist über 500 Schritte breit, wo er am schmalsten ist, verändert aber immer den Thalweg, denn sein Beet ist sandig. Seine Brücken hat er bisher immer gebrochen, außer die Schiffbrücken, die er allein zu vertragen scheint. Er tritt oft aus, aber die hohe Lage der Stadt macht es ihr unschädlich. Selten kommen Winter, in denen er nicht mit Eis belegt wird; die Eisfahrt pflegt oft erst im April einzutreten.

6. Reinigung der Stadt.

Durch eine Veranstaltung des Königs Stanislaus werden eine ziemliche Anzahl Kothkarren beständig unterhalten, die dazu bestimmt sind, alle Unreinigkeiten aus der Stadt in die Weichsel zu schaffen. Wenn Thauwetter eintritt, haben sie vollauf zu thun, die Straßen von den großen kothigen Eismassen zu säubern, die besonders in den engen Gassen sich anhäufen. Alle Nächte sind sie mit Abführen der Kloaken-Unreinigkeit beschäftigt; in Deutschland würde man mit dieser die sandigen Felder bessern; hier schwemmt sie die Weichsel fort. Auch sind in mehrern der frequentesten Straßen Schleußen vorhanden. Thürmet sich im Winter das Eis an den Seiten der Rinnstöcke und Gassen, so werden hölzerne Brücken darüber geschlagen, die man im Frühling wieder wegnimmt.

Man denkt sich in Deutschland Warschau gewöhnlich viel unreinlicher, als es ist, und wird in diesem Glauben bestärkt durch Wahrheiten, welche die Reisenden erzählen, die aber nicht den Maßstab des Ganzen abgeben dürfen. Wahr ists, ein großer Theil der Stadt ist ungepflastert, und bey trocknem Wetter vor Sand, bey nassem vor Koth beynahe ungangbar. Allein dies gilt doch nur von den äußersten Straßen, wohin wenig Menschen und noch weniger Wagen kommen; alle frequente Partien der Stadt sind gepflastert und werden reinlich gehalten. Wahr ists, daß die Einwohner der Dwareks, die weder Abtritte noch Gossen zu ihrem Gebrauche haben, Alles auf der Gasse von sich thun, was ihnen im Wege ist; aber auch dies geht nur in den entfernten Gassen vor sich; in den frequenten lebt man, wie in der ganzen kultivirten Welt, und kennt den Werth der Reinlichkeit. Blos in der Nähe des Schlosses und in der Bäckergasse gibt es Winkel, deren Inhalt man nicht untersuchen darf. Wahr ists, daß Einzelne aus dem Pöbel eckelhafte Bilder des Unraths darstellen, sowol in ihrem Anzug, als in ihren Wohnungen; aber bey weitem der größte, der achtenswerthe Theil der Nation darf hier nicht mit dem schmutzigen Pöbel vermengt werden, der doch wahrlich nirgends in der Welt fehlt. In deutschen Städten sieht man zuweilen das Volk sehr reinlich gekleidet; seine Wohnungen sind nett; aber die Polizey schlummert und thut nichts zur öffentlichen Reinlichkeit, außer was uraltes Herkommen mit sich bringt; hier zeigt man den guten Willen, den man dort vermißt, und der Staat sorgt dafür, daß wenigstens die öffentlichen Wege und Plätze rein sind, da er nicht auf die Hütte jedes Armen seine Aufmerksamkeit richten kann; jedem aber, der reinlich seyn will, verschafft er die Mittel, es zu seyn. Kann man mehr verlangen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 3 Sept.

Am 28. August gab man auf unserer Bühne Sargines, worin Demoif. Fischer die Sophie, und Demoif. Schmidt, eine Schülerin Righinis, und bisher nur als Concertsängerinn bekannt, den Sargines (Sohn) übernommen hatten. Demoif. Fischer sang ausserordentlich schön, und mit einer ergreifenden Sicherheit, so daß ihr ein ungewöhnlicher Beyfall wurde, der auch im höchsten Grade verdient war. Der Vorwurf eines hiesigen Theater-Recensenten in der Voßischen Zeitung, als habe die genannte Künstlerin die hohen Töne unrein gesungen, kommt aus unreinen Absichten und Partheysucht, und soll wahrscheinlich einer andern Sängerinn das Wort reden. Sonderbar ist es und kleinlich, daß die heutigen Beurtheiler alles mit Vorliebe oder Haß thun; sie sollten so viel Klugheit haben, dieß zu verbergen. Verzeihlich ist es, daß, wenn ich in irgend einer Person den Menschen achte, ich auch den Künstler liebend beurtheile; deshalb aber Andere zu befeinden, ist höchst tadelnswerth. Man muß das Gute überall und gern gut finden, am liebsten aber bey seinen Feinden. Diese Lehre sollten sich besonders Künstler und Künstlerinnen stark einprägen. — Nach dieser Abweichung kommt der Einsender auf die genannte Darstellung zurück. — Demoif. Fischer zeigte sich auch als Schauspielerin vorzüglich, einige Ueberladungen und bemerkbare Sorgfalt ausgenommen. Außerordentlich gelangen ihr Spiel und Gesang in der Arie, wo sie sich selbst zur Rettung des Vater Sargines entflammt; es lag in beyden hinreißende Kraft. Eines indessen verdient Rüge, ihre Kleidung. Ihr erstes Gewand war doch ein wenig zu üppig; der Einsender weiß, daß die Gewohnheit in dieser Hinsicht auf der Bühne viel erlaubt, aber die Damen müssen, aus tausend Gründen, die sich in wenigen Worten nicht erörtern lassen, und die zum Theil auch nicht berührt werden können, die zarteste Grenze beachten. Im Gefechte am Schlusse zeigte sich Demoif. Fischer als wahrhafte Jungfrau von Orleans. Wie ist es nun aber möglich, daß sie unerkannt in einem solchen Costüme sich unter die Streiter mischen konnte? Man muß dem Effect doch nicht alle, in den Opern ohnehin nur spärliche, Glaubhaftigkeit opfern, und hier ging sogar der Effect verloren, denn das Unwahrscheinliche sprang zu sehr hervor. Ueber Demoif. Schmidt muß man nach diesem ersten Auftreten nicht streng urtheilen; es fehlten ihr allerdings für die Rolle des Sargines Kraft, Stimme und Spiel; aber viel, sehr viel, legt der vernünftige Beurtheiler hier der Aengstlichkeit zur Last. Ihr Gesang ist sehr angenehm, füllt aber das Haus nicht, und geht im Vereine mehrerer Stimmen verloren. Ihre Figur ist angenehm, in ihrem Spiele, aber lag viel Kälte und Mattigkeit. Wenn Jemand zum erstenmale die Bühne betritt, so ist es erfreulicher, wenn er im Feuer ungeschickt ist im höchsten Maße, wenn er nicht gehen, nicht stehen kann, und über seine eigenen Füsse zu fallen droht, als wenn er Kälte zeigt; es scheint dann auch Liebe zu fehlen für die Sache. — Am 29. war nach langer Rast Rolla's Tod von Kozebue. Demoif. Beck füllte die Rolle der Elvira, welche seit dem Tode der Mad. Schick unbesetzt blieb. Die junge Künstlerin bekundete, daß sie den Character richtig aufgefaßt und durchgedacht hatte, stellte ihn auch kräftig und wirksam dar; worin sie durch ihre im Männergewande sich schön zeigende Gestalt unterstützt wurde. Nur ein sichtliches Gewöhnen an diesen Stelle war nicht vortheilhaft; die ganze Bühne muß man benutzen können. Wohl hat Iffland recht, wenn er diese zu geringe Ausdehnung in einer seiner Abhandlungen über Darstellungen dem ewigen Bewegen vorzieht, immer aber hat er hier unter allen Uebeln das kleinste gewählt. Mad. Schröckh als Cora war an ihrer Stelle; Hr. Mattausch erschien als Rolla vorzüglich; Hr. Stich (Alonzo), Hr. Lemm (Atalida), Hr. Kaselitz (Blinder), waren theilweise recht lobenswerth, Hr. Berger aber als Pizarro so ziemlich unter der Kritik. Dieser Held sollte als junger, gewandter, feuriger und ehrgeiziger Spanier da stehen; statt dessen zeigte sich ein träger, unbehülflicher Gesell, der nun mit schneidendem Ton, ohne Begriff von schöner Rede, den Bramarbas spielt, und die Zuschauer gelegentlich zum Lachen reizt. Es ist hier nicht nur das verdrießlich, wenn eine einzelne Figur nichts taugt, es lähmt auch die Mitspielenden gewaltig.

Der 31. August brachte auf der Bühne zwey neue Kleinigkeiten: Die Hintergangenen, Lustspiel in einem Acte, nach dem Französischen von Hrn. Niemeyer und: Die Erfahrungen nach dem Tode, Posse in einem Akte. Im ersten Stücke neckt und betrügt Pfiff, ein Diener des Cornets Eduard Frank, diesen, dessen Geliebte, Louise Rose, und den Hofrath Wedler sammt seiner Frau, um von den Letztern die Einwilligung zur Verbindung der Erstern zu gewinnen. Dies geschieht indessen mit vieler Unbescheidenheit, wie wir Deutsche mindestens bemerken, denn bey uns streitet ein solches Verhältniß zwischen Herrschaft und Diener durchaus gegen alles Uebereinkommen, und deßhalb hätte der Uebersetzer wohl besser gethan, durch französische Namen den Uebelstand zu vermitteln. Das Ganze ist nicht reich an Gedanken und Witz, aber doch in Bearbeitung nicht ohne Verdienst; die Verse sind mehrentheils leicht und fließend. Wäre dieß nicht, und hätte Hr. Stich nicht den Diener ganz vortrefflich gespielt, so müßte man die Zuschauer die Hintergangenen nennen, denn der Plan und alle übrigen Personen treten gewaltig zurück. — Im zweyten Stücke hat ein Ehemann die Starrsucht, liegt zum Begraben bereit in einem Nebenzimmer, und hört nun in seiner schrecklich hülflosen Lage, daß seine Gattin und sein Freund ihn betrogen haben, daß seine Verwandten nach dem Vermögen streben, und nur eine arme Muhme im Hause um ihn weint. Nach seinem Wiederaufleben säubert er sein Eigenthum und will sich ein Jahr nach dem Auferstehungstage mit der armen Muhme vermählen. Der veraltete, obwohl nicht ganz unwirksame Stoff ist nicht sonderlich bearbeitet in der Form; vorzüglich verliert diese durch die holprigen schwergereimten Verse, — die Anleitung der Charaktere indessen ist noch ganz leidlich. Der Schluß wird moralisch, und unbegreiflich bleibt der Name Posse. Die erste Kleinigkeit hätte ihn mit allem Rechte getragen und der Tausch wäre zum Vortheile beyder Sachen. Ueber die Schauspieler läßt sich wenig bemerken, es konnte keiner hervorstechen, doch thaten alle, was sie konnten. — Das war eine rechte Theaterwoche!

Die Bliesner'schen Sommer-Concerte sind jetzt beendigt. Die Abonnenten sind vollkommen befriedigt, und die Unternehmer leisten auch für die geringen Preise das Mögliche. Im letzten derselben spielte unter andern Demoif. Ascher ein Forte-Piano-Concert von Eberl für ihre Jugend, — sie zählt erst fünfzehn Jahre — recht wacker und sehr vorzüglich blies Hr. Grosser ein Oboe-Concert von Westenholz.

Der Kupferstecher Hr. Lehmann wird unter dem Titel: Denkmale aus dem Leben Luthers, sieben Blätter herausgeben, von 11 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite, für den Preis von 3 Thlr. 12 Gr. Drey sind schon erschienen, bey deren Empfang man auf die übrigen subscribirt.